



Verlorenes Vertrauen

Judith Behnen war im Januar gemeinsam mit P. Peter Balleis SJ, dem internationalen Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS), im Nordirak. Sie berichtet von den Eindrücken und Begegnungen.

Wenn die Flüchtlinge in der Containersiedlung in Mangesh von ihren Erlebnissen erzählen, fließen die Tränen.

Kamala weint. „Das Schlimmste ist, dass wir alles verloren haben“, sagt die 45-Jährige, „in Mossul hatten wir ein Haus, ein Auskommen und wir haben so viel in die Ausbildung unserer Tochter investiert. Alles umsonst. Alles ist weg, auch unsere Identität. Das ist noch schlimmer als der Tod. Welche Zukunft haben wir denn hier?“ Mit einer Handbewegung deutet sie auf ihr jetziges Leben in einem Container. Sie hat versucht, ihn wohnlich einzurichten. Ein Teppich liegt auf dem Boden, eine Uhr hängt in der Ecke, die Kartons mit Kleidung und Lebensmitteln sind mit einem Tuch zugedeckt, ein Fernseher steht in einem Regal, Matratzen und Decken liegen tagsüber ordentlich übereinander gestapelt an der Wand, um etwas Platz zu schaffen in dem kleinen Raum.

Container im Kirchhof

80 Flüchtlingsfamilien leben hier auf dem Kirchhof des kleinen Dorfes Mangesh. Es liegt im Nordirak, in der autonomen Region Kurdistan, in die seit vergangenen Sommer mehr als 700.000 Christen, Jesiden und Moslems geflohen sind vor der Terrormiliz „Islamischer Staat“ (IS). Aus ersten provisorischen Zelten ist mit Hilfe der Kirchengemeinde und finanziert von internationalen Organisationen eine Container-Siedlung entstanden. Die Flüchtlinge sind dankbar für die Aufnahme, aber nach einem halben Jahr des Wartens stellt sich ihnen jetzt die bange Frage nach der Zukunft.

Militärische Checkpoints

Nur hundert Kilometer entfernt liegt Mangesh von Mossul, doch an eine



Im Rohbau eines Einkaufszentrums in Erbil leben 420 Flüchtlingsfamilien. Sr. Raeda vom JRS-Team besucht sie.

schnelle Rückkehr in die vom IS eroberte Heimatstadt ist nicht zu denken. Kurdische Peshmerga kämpfen gegen ein Vordringen des „Islamischen Staates“ und sie haben drei große Zufahrtsstraßen in Richtung Mossul bereits unter ihre Kontrolle gebracht. Militärische Checkpoints auf den Wegen sollen verhindern, dass IS-Spione in kurdisches Gebiet eindringen. „Auf einmal ist es von Vorteil, Christ zu sein, das gab es bisher selten im Irak“, kommentiert Sarab Mikha lächelnd eine der vielen Kontrollen. „Als Christen stehen wir nicht im Verdacht, den IS zu unterstützen, deshalb können wir problemlos passieren.“

Von Syrien zurück in den Irak

Die 39-Jährige leitet die Arbeit des Flüchtlingsdienstes der Jesuiten (JRS) im Irak. Aufgewachsen ist Sarab in Bagdad, hat dort Informatik und Psychologie studiert. „Im Jahr 2006 haben Islamisten meinen Bruder entführt und unsere ganze Familie bedroht“, erzählt sie. „Wir haben Lösegeld bezahlt

und sind dann geflohen.“ Ihre Mutter lebt mittlerweile in Kanada, eine Schwester in den USA, ein Bruder in Schweden. Sarab floh nach Syrien. „Es war nicht leicht, in Damaskus Fuß zu fassen. Ich habe anfangs als Putzfrau in einer Computerfirma gearbeitet und kam eines Abends mit dem Chef ins Gespräch. Er staunte, als ich ihm bei einem Computerproblem helfen konnte. Über ihn kam ich in Kontakt mit den Jesuiten in Damaskus und habe begonnen, die Hilfsprojekte der Jesuiten für irakische und dann später für syrische Flüchtlinge mit aufzubauen. Aber es war immer mein Traum, in den Irak zurückzukehren und dort etwas für die Menschen tun zu können.“

Viel erreicht seit Oktober

Im Oktober 2014 ist Sarab Mikha von Damaskus zurück in den Irak gezogen, um dort die Flüchtlingshilfe der Jesuiten zu koordinieren. In der kurdischen Provinzhauptstadt Erbil hat sie bereits ein Team mit zwanzig Mitarbeitern aufgebaut, um über Familienbesuche,





Mithal (oben) hatte in Mossul eine Keramikwerkstatt. Hadiya (unten) hat ihren Sohn auf der Flucht geboren.

psychosoziale Begleitung und Bildungsprojekte den vertriebenen Kindern, Frauen und Männern zu helfen. Fast alle im JRS-Team sind selbst Flüchtlinge, viele kommen aus Karakosch oder Mossul, andere waren wie Sarab für einige Jahre in Syrien, bevor sie vor dem dortigen Bürgerkrieg zurück in die ebenso unsichere Heimat geflohen sind. Es sind zumeist junge und gut ausgebildete Leute, die sich mit viel Einfühlungsvermögen und großem Elan in die Arbeit stürzen.

Erfahrungen aus dem Team

Abeer, der Flüchtlingsfamilien in einer Containersiedlung in Erbil besucht, war in Karakosch Lehrer. Rupina ist Armenierin und hat ebenfalls in Syrien schon für den JRS gearbeitet. Sie und Sarab sind sich in Erbil zufällig wiederbegegnet. Mithal ist Künstlerin und hatte in Mossul eine Keramikwerkstatt. Von ihren Kunstwerken sind ihr nur ein paar Fotos auf dem Handy geblieben, die sie mit einer Mischung aus Stolz und Trauer zeigt. Sie

betreut jetzt im psychosozialen Programm die kreativen Aktivitäten mit den Kindern und Jugendlichen. Zu den Mitarbeitern des JRS in Erbil gehören mit Sr. Rajaa und Sr. Raeda auch zwei Kleine Schwestern von Charles de Foucauld. Die Gemeinschaft in Mossul musste fliehen und ist bei Mitschwestern in Erbil untergekommen. Die Hilfsstrukturen der christlichen Ortskirchen haben viele Flüchtlinge aufgenommen und funktionieren gut.

Geburt im Hubschrauber

Die Fahrt geht weiter nach Feshkhabour, einem Dorf direkt an der irakisch-syrischen Grenze. Der Fluss Tigris trennt hier die beiden Länder. In einem verfallenen Bauernhof sind jesidische Großfamilien untergekommen, erst vor kurzem wurden einige Zelte zusätzlich aufgebaut. Es ist kalt, der Wind peitscht über die kahle Landschaft, auf den Bergen liegt eine dünne Schneeschicht. Kleine Kerosin-Öfen sind die einzige Wärmequelle für die Familien. Sie haben die zugigen Gebäude notdürftig mit Planen abgedichtet. „Das hier war früher ein Stall.“ Noura, eine der jesidischen Frauen, zeigt auf eines der Gebäude: „Hier waren Tiere untergebracht, keine Menschen.“ In einer Ecke des dunklen Zimmers steht eine Wiege am Boden. Eine junge Frau nimmt das Baby auf den Arm, winzig und unterernährt sieht es aus. „Es ist mein erstes Kind“, erklärt Hadiya, „wir waren auf der Flucht im Sindschar-Gebirge und wir hatten nichts mehr zu essen. Ein Hubschrauber hat uns gerettet. Im Hubschrauber ist er geboren worden. Wir haben ihn Behwar genannt, das heißt in unserer Sprache: ohne Heimat.“

Chancen in Kurdistan

Die Heimat zu verlieren, ist für alle Flüchtlinge schmerzhaft und schrecklich. Und doch sieht JRS-Direktor Peter Balleis Chancen im Nordirak: „Im Vergleich zu anderen kriegszerrütteten Ländern mit Flüchtlingssituationen ist Kurdistan eine stabile Insel in einer turbulenten Region. Kurdistan entwickelt sich, hat eine aufstrebende Wirtschaft und bietet Arbeitsmöglichkeiten. Die lokale Integration der Flüchtlinge, von denen viele eine gute Ausbildung und Berufserfahrung mitbringen, ist hier möglich, wenn die Sprachbarrieren überwunden werden.“ Die meisten Flüchtlinge sprechen kein Kurdisch, sondern Arabisch. Deshalb können die Kinder nicht auf kurdische Schulen gehen und Eltern fällt es schwer, Arbeit zu finden. Hier setzen die Bildungsprojekte der Jesuiten an. „Eine unserer dringendsten Aufgaben ist es, möglichst bald viele Kinder durch informelle Bildung und Erlernen von Kurdisch und Englisch auf die reguläre Schule vorzubereiten“, sagt Pater Balleis. „Das Gleiche gilt für die Erwachsenen. Kurdisch zu lernen ist ein Schlüssel, um besser klarzukommen und sich hier eine Zukunft aufzubauen.“ Afaaf, die aus Karakosch geflohen und gemeinsam mit 420 Flüchtlingsfamilien im Rohbau eines Einkaufszentrums in Erbil untergekommen ist, sieht ihre

Zukunft nicht in Kurdistan. Sie will mit ihrer Familie nach Deutschland. Einer ihrer Brüder lebt seit zwölf Jahren in Köln, hat Arbeit gefunden und ein Haus gebaut. „Dort ist es sicher. Dort ist es wie im Himmel“, glaubt Afaaf. Nicht auf den fernen Himmel hoffen, sondern nahe Chancen sehen. Das ist etwas, was wohl vielen Flüchtlingen wie Afaaf und Kamala noch eine ganze Weile schwer fallen wird. Denn sie haben die Hölle im eigenen Land erlebt und ihr Vertrauen auf Frieden im Irak verloren.

Judith Behnen

Sarab Mikha (rechts), hier beim Besuch der jesidischen Flüchtlinge in Feshkhabour, leitet die JRS-Projekte.



Flüchtlingshilfe der Jesuiten

Seit Ausbruch des Bürgerkrieges in Syrien hat der Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) seine Arbeit im Nahen Osten deutlich ausgeweitet und ist seit Oktober 2014 auch im Nordirak aktiv. Auf unsere Spendenaktion im Herbst sind 1,2 Millionen Euro für den Nordirak eingegangen. Allen Spenderinnen und Spendern ein herzliches Dankeschön! Auf unserer Projektseite im Internet finden Sie zusätzlich ein Interview mit P. Peter Balleis und einen ausführlichen Reisebericht von Judith Behnen: www.jesuitenmission.de/3006. Wir schicken Ihnen beides auch gerne per Post zu.



Ist das der Islam?

Für mehr Geschichtskennntnis statt Parolen plädiert der Islamwissenschaftler Pater Felix Körner, der an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom lehrt und als exzellenter Islamkenner gilt.

Mit grausamer Menschenverachtung wütet der sogenannte Islamische Staat. Wie lässt sich das erklären? Ist das der Islam? Die Formel »Das ist Islam« hilft nicht weiter. Genauso wenig weiterführend ist allerdings das Gegenschlagwort: »Das ist nicht Islam«. Denn solche Parolen erregen die Gemüter, erklären und klären aber nichts. Wer etwa sagt, die Untaten des »Islamischen Staates« seien nicht der Islam, kann damit ganz Unterschiedliches meinen. Mancher will damit das Ansehen des Islam retten: Die Grundtexte des Is-

lam rechtfertigen keine Gewalt, heißt es. So verhindert man aber, dass sich Muslime heute kritisch mit schwierigen Koranworten auseinandersetzen. Andere wollen damit den Kämpfern ins Gewissen rufen: Ihr legt den Koran falsch aus! Wer hier gut begründet, kann vielleicht den einen oder anderen noch schwankenden Gewalt-Sympathisanten zur Besinnung bringen. Wieder andere wollen mit »ist nicht Islam« feststellen: Ein Muslim muss, wenn er seine Religion ernstnimmt, trotz kriegerisch klingender Grund-

texte, keineswegs gewalttätig werden. Parolen helfen nicht weiter. Hilfreicher ist Kenntnis: Textkenntnis und Geschichtskennntnis. So lässt sich sehen, dass sich der Koran an manchen Stellen zwar wie ein Aufruf zur Gewalt anhört; dass Muslime aber, wenn sie islamtreu leben wollen, gerade nicht brutal, sondern rücksichtsvoll handeln müssen.

Begeisternder Einheitsimpuls

Muhammad hat bei seinem Tod (632 n. Chr.) seinen Gefolgsleuten einen begeisternden Einheitsimpuls hinterlassen, aber auch ein Problempaket. Der Einheitsimpuls besteht in der Einfachheit der Lehre vom einen Gott: Abkehr von der Vielgötterei und Neuausrichtung des ganzen Lebens als »Gottesdienst«: in Gebet und Welthandeln; Beendigung religiöser Spannungen durch Rückführung aller Prophetie auf die Verantwortung vor dem Gericht Gottes; Überführung von Stammesstreitigkeiten in die Vereinigung aller zur Glaubensgemeinschaft. Doch diese gewinnend einfache Einheits-Verkündigung trägt ihre Schwierigkeiten schon in sich.

Wer soll Kalif sein?

Sie stellt einen konkurrenzlosen Gott vor – und weil allein Gott beruft, bestellt Muhammad keinen Nachfolger. Wer soll denn nun an seine Stelle treten – arabisch: »Kalif« sein? So alt ist der innerislamische Macht-

kampf. Einige wollen Ali aus dem »Hause Muhammads« als Haupt des Gemeinwesens sehen. Sie überwerfen sich mit der Mehrheit, die den erprobten Abu Bakr wählt. Auch diese Mehrheit verliert schließlich 1924 einen breit anerkannten Kalifen. Der »Islamische Staat« will heute also an alte Machtverhältnisse anknüpfen.

Neigung zur Wortwörtlichkeit

Was durch Muhammads Mund ergeht, soll vereinheitlichen. Es soll das letzte Wort im Streit religiöser Meinungen sein. Entscheidend ist der eindeutige Wortlaut. Zwar weiß schon die erste Generation nach Muhammad, dass manche Koranformulierung jetzt nicht mehr so gilt wie damals, aber eine Neigung zur geschichtslosen Wortwörtlichkeit ist dem Islam mitgegeben.

Kriegerisches Vorbild

Muhammad wird zum kriegerischen Vorbild. Um der noch schwachen Gemeinde materielle Sicherheit zu geben, ruft er die Seinen auf, verteidigend und erobernd zur Waffe zu greifen. Solche Aufrufe, selbst zum Töten, verkündet er auch als Gotteswort (Sure 2:191).

Problempaket

Das ist das Problempaket. Kann man es heute so auspacken, dass es ein Zusammenleben mit anderen in gegenseitiger Achtung nährt? Ja,

das geht. Der Koran selbst sieht, wie später die Ringparabel, die Verschiedenheit der Bekenntnisgemeinschaften als gottgewollt und fordert sie auf: »Wetteifert nun nach den guten Dingen!« (Sure 5:48). Der Blick in die Geschichte schließlich lehrt viererlei:

Umgang mit Gewalt

Alle Religionen müssen sich heute zu ihren gewaltsamen Formulierungen und Phasen neu stellen. Hier haben die Muslime heute eine besonders große, schwierige Verantwortung. Denn bei ihnen tragen Stiftungsschrift und Stifter selbst Züge von Gewalt.

Keine Jetzt-Anweisungen

Muhammad und die Muslime waren sich von Anfang an bewusst, dass jede Koranstelle in einem bestimmten Zusammenhang erging, der für Verständnis und Umsetzung entscheidend ist. Es ist also nicht islamisch, einzelne koranische Aufforderungen aus dem damaligen Zusammenhang herauszureißen und als Jetzt-Anweisungen zu lesen.

Lesung statt Deutung

Der Koran wurde immer »gelesen«; dies war aber etwas anderes als das moderne Fragen: Was sagt mir der Text heute? Koran wurde vielmehr auf Arabisch auswendig gelernt, rezitiert, singend interpretiert, als kalligraphischer Schriftzug genossen: als schön erlebt. Musli-

me rührt es an, dass Gott sich sprachlich äußert. Aber man musste im klassischen Islam nun nicht die einzelnen Koranregelungen in lebenspraktische Entscheidungen, gerichtliche Urteile oder politische Weichenstellungen umsetzen. Da ging es vielmehr darum, »das Gute« zu tun. Eine Zurückbiegung des persönlichen Alltags auf den Koranwortlaut und des gesellschaftlichen Lebens auf die muslimische Frühzeit: das ist vielmehr eine moderne Reaktion. Worauf?

Moderne Falle

Den wachsenden Erfolg des Westens empfinden viele Muslime seit über 100 Jahren als schmerzliche Niederlage ihrer Glaubensgemeinschaft. Zu neuer Bedeutung kann man nur gelangen durch Rückkehr zur Lebensweise der Gründer und zum Gründungstext, meinten sie. Dass sie dabei selbst in eine moderne Falle traten, merkten sie kaum: Identität lässt sich ja nicht künstlich schaffen, sondern nur in Zuversicht kreativ und konstruktiv leben. Dazu hilft ein gesellschaftliches Umfeld, in dem Menschen zugleich selbstbewusst und selbstkritisch aufwachsen können. So lassen sich die modernen Verunsicherungen auch als spannende Fragen an die eigene Religion und Tradition verstehen und weiterentwickeln.

Felix Körner SJ